

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift

Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich

Band: 60 (1956-1957)

Heft: 20

Artikel: Romanze in Marseille. Teil 27

Autor: Kilian, Peter

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-671725>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 21.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Romanze in Marseille

Da waren schmalgliedrige, blutjunge Frauen, die auf dem einen Arm ihr Kindchen trugen und am anderen ihre Einkaufstasche hatten; da waren die resoluten und zäh feilschenden Matrosen, die schmuddligen, armseligen und zahnlosen Weiber in ihren schweren schwarzen Umhangtüchern — trotz der Hitze. Da waren die unsauberer Schlammpen mit ihren ordinären Stimmen; da gingen die eingeschüchterten Sklavinnen brutaler Männer und die herrschsüchtigen Weiber markloser Gatten. Sie kauften das lange Stangenbrot beim Bäcker, und der herrlich warme Ofenduft kitzelte betörend Martins Riechorgan. Halbwüchsige, barfuss laufende Bengel in zerfetzten Hemden schrien heißen ihre Waren aus, und diese Waren vermochten sie meist in einer Hand zu halten, hatten sie gestohlen oder sonstwie erbeutet. Sie waren zudringlich und frech wie Schmeissfliegen. Junge, nacktbeinige Mädchen in hauchdünnen Fähnchen aus bunt bedrucktem Kattun scharwenzelten graziös und kokett durch das Gewimmel. Schorfige Bettler sassen auf den Schwellen und an den feuchten Mauern, zerlumpte Greise, die wunderbarweise nicht in ihrem eigenen Schmutz erstickten. Vor einem offenen Schlächterladen hingen vier aufgeschlitzte Kälber und ihr Blut tropfte noch tickend auf das Pflaster. Ein blasser Schweinskopf lag auf einer grossen Platte und war mit Grünzeug liebevoll dekoriert. Das blassrote Fleisch, die enthäuteten und die zersägten Leichname lagen lockend ausgebreitet auf blutigen Brettergestellen — und die Fliegen schwärmteten und summten. Mit blutiger Schürze stand der Schlächter daneben, seine Messer selbstgefällig wetzend, breit und behaglich lachend und mit einer dicken Frau rüde Spässe tauschend, die schliesslich mit gerecktem Zeigefinger auf das Rippstück deutete, das sie vermutlich ihrem Mann am Mittag vorsetzen wollte.

Die enge Gasse war von Nahrungsdüften wie gesättigt; sie schwelten als unsichtbare Schwaden

darin: Der gute warme Duft des frisch gebackenen Brotes und der Geruch starker Gewürze; die Zauberdufte der frischen Früchte vermengt mit dem muffigen Gestank der Kloaken, der gräuelnden und düsteren Hausflure und Kellergewölbe. Die wunderbaren Dämpfe frisch gerösteten Kaffees und die heftigen Gerüche toter Fische. Ueber der Gasse jedoch, fern entrückt über dem Getümmel und Lärm der Menschen leuchtete das tiefe, mittelmeerische Blau des Himmels, und da und dort hingen von Fensterbrett zu Fensterbrett die bunten Girlanden trockener Wäsche.

Und der Anblick dieser zahllosen essbaren Dinge, dieser schlauraffische Ueberfluss, der in den Auslagen und auf den Ständen die Käufer reizte und lockte, spielte dem hungersturmen Martin übel mit. Vor seiner Nase, an Stangen und Haken, am Boden und auf Gestellen, hinter Glasscheiben und Netzen, lockten verführerisch alle Köstlichkeiten dieser Erde. Noch schmerzhafter wurde der Druck in seiner Magengrube beim Anblick der kugelrunden, knallroten Edamerkäse, der angeschnittenen Emmentaler Käselaibe aus Jodoks grüner Heimat, des grünmarmorierten Gorgonzolas aus Italien, der zarten, in Stanniol eingewickelten Laibe Camembert und Roquefort, der goldgelben Ballen süsser Butter. Da lagen zuhauf die Geschöpfe des Meeres, die Fische mit ihren leblos glotzenden Augen, die sich noch vor Stunden frei in ihrem Element getummelt hatten; die Weissfische, Tintenfische, Austern, Seerosen, Krebse und Krabben. Dann die scharf riechenden Dörrfische, an denen die Fliegen summten; die hochaufgetürmten Blechdosen-Pyramiden mit Sardinen und Sardellen. Die kleinen Hügel und Gebirge von Orangen und Zitronen; die schweren Dolden der Bananen, die hohen süßen Dattelstöcke und die aufgerollten Jutesäcke mit Erdnüsschen. Die Körbe und Kisten voll getrockneter Feigen, Aprikosen und Sultaninen. Die wonnig duftenden ersten Aepfel und Birnen, die prallhäu-

tigen, bernsteinfarbenen Reineclauden und saftig goldgelben Pflaumen.

Und das Gelächter, Geschrei und Gekreisch, die Scherzworte und Schimpfnamen, das Getuschel und Gekicher, die grossartigen Gesten und billigen Phrasen. Das blödsinnige Tuten eines Autos, das sich durch die Gassen winden und drehen musste und die Menge an die Hauswände drängte. Zwei Frauen, die sich immer lauter anschrien und sich plötzlich in den Haaren hingen wie Furien. Und auf einmal die melancholischen Klänge einer Ziehorgel, die ein Blinder spielte, der auf einem Schemel kauerte und mit lichtwärts gerichteten leeren Augen lauschte. Das kleine dunkelhaarige, olivenhäutige Mädchen mit den zerbrechlichen Gliedern, das den Hut bewachte, in den nur selten Soustücke fielen.

Die quellende, überreife, die faulende und säuerliche, die herrlich duftende Symphonie des Ueberflusses auf der einen und die bittere und graue Not auf der anderen Seite. Und diese Fülle, die er nur mit seinen Augen verschlingen durfte, die er anblicken musste mit hungerndem Magen, diese Fülle peinigte und quälte ihn auf einmal unerträglich. Das heftige Verlangen die Hand auszustrecken, frech zu stehlen und im Flug zu erbeuten, begann in ihm heftig zu wuchern, wurde zu einer selbstquälerischen fixen Idee. Er musste die Hände fast gewaltsam in die Taschen stecken, um der Versuchung nicht zu erliegen. Seine Augen konnten den Ueberfluss nicht mehr ertragen, und er hatte wie angeworfen die absurde Vorstellung, sein Magen blähe sich auf wie ein Luftballon, dehne sich immer weiter aus und müsse schliesslich platzen ...

Fluchtartig verliess er die wimmelnden Gassen und ging hinauf zur Rue de la République, und von dort wandte er sich zur Hauptpost. Er wollte es nun noch einmal versuchen, sich nochmals nach einem Brief erkundigen, denn jetzt, vielleicht vor einer Minute, so wähnte er eigensinnig, musste er endlich angekommen sein. Sie konnten ihn doch zu Hause nicht vergessen haben! Mehrmals schon hatte er sich in den vergangenen Tagen mit klopfendem Herzen dem Schalter genähert und der älterlichen Beamtin seinen Namen genannt. Sie war zu einem der vielen Fächer gegangen, hatte ein Bündel herausgenommen und schnell durchgeblättert, um dann mit einem kühl verneinenden Kopfschütteln das Bündel wieder in sein Fach zurückzulegen. Die Mutter griff nicht gern zum Federhalter, er wusste es; vielleicht

waren zwei, drei oder gar vier Tage vergangen, bis sie sich an den Küchentisch gesetzt, Feder und Tintenfass bereit gemacht und endlich begonnen hatte, ihre sorgsam erwogenen Worte auf das Papier zu malen. Auch am vergangenen Abend hatte er vergeblich gefragt und ratlos die Post verlassen. Dabei erinnerte er sich genau, dass er auf der Ansichtskarte seine Adresse am Rand hingekritzelt hatte: Rue Colpert, poste restante. Oder hatte er es doch vergessen? Er zweifelte jetzt und war seiner Sache nicht mehr sicher. Vielleicht hatte er die Adresse hinschreiben wollen und es dann doch nicht getan?

Während er sich ohne Eile der Hauptpost näherte, trieb er wieder einmal Zauberbeschwörung: «Der Brief ist jetzt da, ganz bestimmt muss er eingetroffen sein. Heute ist er gekommen. Mit dem Morgenzug. Und wenn er nicht gekommen ist, dann bin ich ein grosser Dummkopf vor dem Herrn, dann habe ich vergessen, meine Adresse auf die Karte zu schreiben. Unsinn! Es ist da! Ich spüre es genau! Er muss hier sein ... muss — muss — muss! Er muss ganz einfach da sein. Und Geld steckt darin. Die Mutter spürt es doch, dass ich in der Tinte hocke; sie hat natürlich zwanzig Franken hineingelegt. Wunderbar! Oder auch zwei Fünfernötlein ... Gott, oh Gott — zwanzig Franken! Sofort werde ich sie umwechseln und dann gehe ich in die Milchbar und bestelle Schinken mit Ei, Ei mit Schinken ... vielleicht noch Teigwaren dazu und frische Brötchen und Milch oder Kakao ... Er muss einfach da sein, sie können mich doch unmöglich so lange hinhalten ...»

Er trat in die Schalterhalle und näherte sich zögernd und auf einmal wieder kleinlaut dem Schalter. Er bemerkte, dass diesmal ein junger Mann die Leute bediente und deutete das als ein verheissungsvolles Omen. Bald kam er an die Reihe und nannte dem geschniegelten Beamten seinen Namen, indem er gleichzeitig auch seinen Pass öffnete. Der Beamte griff in den Fächer, den er nun schon kannte, und blätterte flink die Briefschaften durch. Martin war wie auf Nadeln und verfolgte das Spiel atemlos. Sein Herz pochte geradezu schmerhaft gegen die Rippen. Jetzt — jetzt — jetzt — schon war er bald am Ende, da stockte er und rief:

«Wie haben Sie gesagt, Monsieur?»

«Anderegg», antwortete Martin, indem er die Silben langsam betonte, «Martin Anderegg».

Der junge Mann nickte und brachte den Brief, überreichte ihn artig und spähte nach dem nächsten Kunden.

Es war Mutters Schrift, die zierliche, die vertraute alte deutsche Schrift. Er ging langsam zum Ausgang, kehrte indessen dort wie ein Traumwandler wieder um und suchte ein freies Schreibtischpult in der Halle. Dort bezwang er sich noch eine Weile und riss den Brief nicht ungeduldig auf; er zögerte und griff langsam in die hintere Hosentasche nach seinem Taschenmesser, klappte es langsam auf und öffnete behutsam den Brief. Er klaubte den einmal gefalteten Bogen heraus und stellte mit Enttäuschung fest, dass seine Beschönigung nur halb gewirkt hatte: kein Geld war darin. Keine Zwanzigfrankennote und auch kein braunes Fünfernötli. Er spähte ungläubig ins Kuvert, doch es war und blieb leer. Gewiss, er hatte die Mutter nicht um Geld gebeten, weil er ihr keinen Kummer machen wollte, weil sie sparsam genug haushalten musste und weil er seinen eigensinnigen Stolz hatte. Von neuem überfiel ihn die üble Leere, der beklemmende Hungerdruck und die Mattigkeit in seinen Gliedern.

Er entfaltete den Bogen (es war ein liniertes Blatt aus einem alten Schulheft) und las:

Lieber Martin!

Du bist jetzt also in der grossen und fremden Stadt am Mer, die mich alte Frau sicher mehr erschrecken würde, als Du Dir nur denken magst. Wir haben lange mit einem schweren Bangen auf ein Zeichen von Dir gewartet und waren sehr unruhig, glaube es mir. Du solltest uns doch fleissiger schreiben und nie vergessen, dass unsere Gedanken Dich immer begleiten und bei Dir sind, wo Du auch bist. Beim Lesen Deiner Karte ist mir ein Stein vom Herzen gefallen. Ich bin ja so froh und dankbar, dass es Dir gut geht wie Du schreibst. Um aber bei der Wahrheit zu bleiben, lieber Martin, ganz beruhigt hat mich Deine Nachricht nicht und manchmal will eben mein Herz nicht glauben, was Du mir schwarz auf weiss geschrieben hast. Hoffentlich täuscht es sich. Manchmal fragen die Leute im Haus und auf der Strasse nach Dir, auch Deine Freunde und Kameraden, aber Du kannst es Dir ja denken, dass es mir nicht immer leicht fällt, die richtige Antwort zu finden.

Denke doch immer daran, lieber Sohn, dass Du ein Zuhause hast und zu jeder Zeit willkommen bist. Du darfst nicht zu stolz sein gegenüber Dir

selbst und gegenüber Deiner Mutter. Du weisst es genau, wie ich darunter leiden und kümmern würde, wenn Du Schaden nährest an Leib und Seele, nur weil Du vielleicht glaubst, dass Du bei uns Dein Brot nicht finden könntest. Gelt, Du verzeihst es mir, wenn ich Dich auch diesmal wieder ermahne. Ich bin doch Deine Mutter und kann nicht anders. Nelly meint immer, dass Du nur Deinen Starrkopf durchsetzen möchtest, aber ich weiss auch wie Dein Vater in seiner Jugend war und Du hast ja nicht nur äusserlich viel von ihm auf die Welt bekommen. Auch er wollte die Welt sehen und war auf der Wanderschaft, aber Du musst wissen, dass damals andere Zeiten waren, ruhigere vor allem und überall konnte man sich anständig und redlich durchs Leben bringen, wenn man nur den Willen dazu hatte. Das ist aber alles so anders geworden und mir manchmal schrecklich unbegreiflich. Zürne mir darum nicht, lieber Martin, wenn ich Dich wieder bitte zurückzukehren, falls es Dir nicht gut gehen sollte. Vielleicht bin ich auch schon eine alte Frau, die sich nicht mit dem Gedanken abfinden kann, dass Du Dich allein in einem fremden Land herumtreibst. Man liest und hört doch immer wieder so viel Schlechtes aus diesen grossen Städten. Vergiss auch nicht, wie es vor einigen Jahren dem Karl Reinhardt ergangen ist, den Du doch gut gekannt hast. Er hat sich von der Fremdenlegion anwerben lassen und seine Eltern wissen seither nichts mehr von ihm. Ich bin in grosser Sorge, wenn ich daran denke, vergiss es nicht, Martin! Doch will ich Deinen guten Nachrichten vertrauen und darüber Freude haben.

Lass mich nun mein Brieflein beschliessen, Du weisst es ja, dass mir das Schreiben nie leicht von der Hand gegangen ist. Vergiss uns nicht, Martin, und denke immer daran, dass Du Dich redlich durchs Leben bringen musst und dass wir Dich innig lieb haben und es halt doch gerne sehen würden, wenn wir Dich wieder bei uns hätten.

Wir wünschen Dir von ganzem Herzen alles Gute und Gottes Segen!

Deine Dich immer liebende Mutter.

N.B. Auch Nelly, Brigitte und Ferdi senden Dir herzliche Grüsse. Sie vermissen Dich alle drei, besonders Brigitte. Vielleicht weil sie Dich nicht mehr hänseln und schulmeistern kann. Ferdi kommt nun bald aus der Schule und ich weiss noch nicht, was mit ihm geschehen soll. Nelly hat jetzt einen Schatz, ich weiss aber nicht, was

ich dazu sagen soll. Bitte, schreibe uns bald wieder! Denke daran, dass ich in Gedanken immer bei Dir bin!

Martin starnte noch eine Weile auf die zierliche Schrift seiner Mutter. Er biss heftig die Zähne zusammen und musste kurz drucksen und würgen, bis er sich wieder in der Gewalt hatte. Das Augenwasser verschleierte seinen Blick. Er faltete das Blatt langsam zusammen und steckte es in das Kuvert zurück, und dieses legte er sorgfältig in seine Brieftasche aus Kunstleder, die ihm Nelly vor drei Jahren zu Weihnachten geschenkt hatte. Die Nelly! Dass die jetzt einen Schatz haben sollte! Die Mutter hätte ihm doch immerhin auch schreiben können, was das für ein Schatz war, vermutlich einer, den er nicht ausstehen möchte, sonst hätte sie ihm doch seinen Namen geschrieben. Und dabei hatte Nelly immer so grossartig geprahlt, dass sie nie heiraten würde! Er strich sich mit beiden Händen die Haare zurück, schnallte dann seinen Leibgurt enger und rückte die Hose in die richtige Lage, und dazu atmete er tief, wie es ihm zur Gewohnheit geworden war, wenn ihn etwas stark bewegte; dann brauchte er gewisse Rituale, um sich wieder «in die Hand» zu bekommen. Am liebsten hätte er sich nämlich gehen gelassen, sich in einem finsternen Winkel, in einem Mausloch verkrochen und geheult wie ein Schosshund.

31.

Er las den Brief dann nochmals mit beruhigterem Herzen am späten Nachmittag, und zwar in dem properen Milchrestaurant. Er war, sich gewissermassen selbst verführend, wie von ungefähr durch die Strasse gegangen, in der er das Lokal an jenem Morgen entdeckt hatte. Die Absicht sich zu kasteien und abzuhärten, daran vorüberzugehen und zu entsagen, war ernst gemeint. Als er indessen auf dem Trottoir gegenüber stand, zauderte er nicht lange; er hatte sich zu viel asketische Entschlossenheit zugemutet, und außerdem, dies gab den Ausschlag, hatte er sich ja nun zur Umkehr entschlossen. Mutters Brief war gerade zur rechten Zeit gekommen. Jetzt musste er sich am Abend mit Simone aussprechen! Und jetzt würde es ihm vielleicht ein wenig leichter fallen.

Als er im Lokal der beiden Engländerinnen an einem sauber gedeckten Tisch sass und auf den Teller mit Milchreis wartete, wollte er den Brief nochmals lesen, steckte ihn aber nach kurzem Besinnen wieder ein. Wenn er satt war oder sich zumindest einbildete satt zu sein, dann wollte er

ihn nochmals Wort für Wort lesen und studieren wie eine diplomatische Note. Die Mutter hatte mit einem Mal wieder eine grosse Macht über ihn gewonnen; es war fast, als hätte ihn nicht nur ihr Brieflein erreicht, sondern als wäre sie selbst gekommen.

Das Serviermädchen erschien, eine schwarzlockige, kleine und mollige Person, die den dampfenden, zimduftenden Teller vorsichtig balancierte, als ginge sie zwischen rohen Eiern hindurch; er war bis zum Rand gefüllt, und sie setzte ihn mit einem gleichsam molligen Lächeln auf den Tisch. Dann machte er sich mit einer gewissen Feierlichkeit über das leckere Gericht her. Das heisst, dass er zuerst wieder rituale Vorbereitungen traf, den Genuss noch hinauszögerte, entschlossen, sich nicht einfach von seinem Hunger hinreissen zu lassen und zu schlungen wie ein unvernünftiges Vieh. Er lockerte seinen Gürtel wieder und setzte sich bequemer; gleichzeitig wunderte er sich mit einem kindlichen Erstaunen über den Wandel seiner Stimmungen. Gewiss, Mutters Brief hatte das bewirkt, aber vermutlich auch die geheimnisvollen Zusammenhänge zwischen Gaumen, Magen und Gehirn. Ein satter Magen, das hatte er nun schon oft an sich selber beobachtet, war schon die halbe Seligkeit. Ein satter Magen verwandelte die Erscheinungen dieser Welt. Die bösen und schwarzen Gedanken schienen gleichsam zu verdampfen, die tollkühnen Anwandlungen und irrsinnigen Gelüste lösten sich wie trübe Nebel auf. Und er war doch ein junger Mann voll Lebensgier, und das Fasten setzte ihm sogar bei dieser infernalen Hitze, die seit Tagen über der Stadt kochte, hart zu.

Nur zwei Gäste sassen noch in dem kleinen Restaurant. Eine Frau in mittleren Jahren, die sichtlich gelangweilt und freudlos Schinken mit Ei verzehrte und dazu eine Flüssigkeit trank, allem Anschein nach Minztee; und ein älterer, offenbar leidender Mann, dessen schmales Gesicht blass war wie ein Fischbauch. Martin konnte sich des Eindrucks nicht erwehren, dass der Mann die lecker geschmalzten Teigwaren mit Ei nicht ohne grosse Ueberwindung durch seine Kehle würgte, und dazu trank er Milch. Die für ihn wenig erbauliche Erkenntnis lag wieder einmal auf der Hand: dass nämlich dieser Mann die Mittel zum Tafeln hatte, aber ohne Appetit ass, während er einen Riesenunger hatte, aber nie die Mittel, ihn einmal richtig und nach Herzenslust zu stillen.

(Fortsetzung folgt)